

Neue Zürcher Zeitung

Eine Geste mit grosser Wirkung: Wer beim Lesen unterbrochen wird, steckt seinen Finger ins Buch

Das Motiv zieht sich durch die ganze Kunstgeschichte. Und endlich macht sich jemand ein paar kluge Gedanken dazu.

Bernd Noack

06.07.2020, 05.30 Uhr



Unbekannt: «Eine Hand, die ein Buch hält», Öl auf Leinwand, 2. Hälfte 16. Jahrhundert, 1. Hälfte 17. Jahrhundert.

Historisches Museum Frankfurt

Wir tun es jeden Tag und denken uns nichts dabei. Wenn wir ein Buch in der Hand haben und über das Gelesene einen Moment nachdenken wollen, stecken wir rasch den Finger zwischen die Seiten, auf denen wir uns gerade noch lesend befunden haben.

Es ist eine ganz normale, unbewusste Handlung: Für den Augenblick braucht man kein Lesezeichen, schnell nur unterbricht man, gleich geht man wieder hinein in den Text. Also reicht der Finger für die paar Sekunden Abwesenheit, um

die Orientierung danach zuverlässig wiederzufinden, um fortzufahren in der Zeile, nach dem Absatz.

Der Finger im Buch richtet keinen Schaden an, er ist sanft zu dem Objekt. Haut reibt sich an Papier und tut ihm nicht weh. Wir knicken das Buch nicht brutal, machen keine Eselsohren in die Seite, kehren sein Inneres nicht unsanft auf eine vielleicht unsaubere Unterlage, markieren nicht mit dem Stift eine bestimmte Stelle.

Der Finger ist die Gedächtnisstütze

Der Finger (meist ist es der Zeigefinger, mitunter auch der mittlere, selten der Daumen, weil der – man probiere es nur aus! – die Bewegungsfreiheit einschränkt) hält eine unsichtbare Verbindung mit dem Gehirn, er ist wie die Fortsetzung unserer Gedanken, die gerade stillstehen.

Vielleicht schreckt uns gerade das Klingeln des Telefons auf, ein Ruf aus dem Nebenraum, eine lästige Fliege lenkt ab oder auch nur eine Idee, die uns kam beim Lesen. Die aber halten wir gerade für so wichtig und interessant, dass wir einem ganz anderen Körperteil, dem wir sonst nur das Tasten zutrauen, den Befehl erteilen, uns bei der Unterbrechung unserer Tätigkeit im wahren Wortsinn zur Hand zu gehen.

Man kann über diese läppische Fingerübung, wird man sich ihrer erst einmal bewusst, lange fröhlich nachdenken. Der Leipziger Kulturphilosoph und Bibliotheksdirektor Ulrich Johannes Schneider hat das endlich einmal forschend getan, und er hat in Bildergalerien Werke aus sechs Jahrhunderten ausfindig gemacht, in denen genau das festgehalten ist: Alle

Porträtierten halten in einer ihrer Hände ein Buch – und in dem steckt ein Finger. Diesen nennt Schneider einen «Anker der Konzentration», denn «in solchen Augenblicken der Unterbrechung ist das Lesen ganz bei sich, gewissermassen auf dem Höhepunkt (. . .) einer Verkoppelung von Text und Individuum».

Schneiders Interpretationen klassischer Bilder und Skulpturen sind voller Esprit und Mutmassungen, und sie erzählen viel über die Wertigkeit der Lektüre in den jeweiligen Zeiten. Die Kunstwerke, schreibt er, zeigten etwas, «das auf den Prozess des Lesens verweist, und sie zeigen es als intensives Schweigen. Die Geste des Fingers im Buch evoziert gelesene Texte und macht sie im Kunstwerk selbst sprachlos.»

Da ist Maria (bei Simone Martini), die erschrocken beim Eintritt des Verkündigungsengels den Finger als Buchzeichen verwendet (wird sie nach der Nachricht, die sie gerade bekommt, je wieder zurückkehren zu ihrem Brevier?); da ist die Frömmlerin (bei Quentin Massys), die im Umblättern innehält und den Blick ins Ungewisse wendet; der Dandy (bei Agnolo Bronzino), der seine Hand lässig ins Buch gleiten lässt, eine Vizegräfin (bei Elisabeth Louise Vigée le Brun), die es ihm eher lasziv-neckisch nachtut; die Tragödin (bei Richard Kauffungen), die wir beim Rezitieren zu erwischen scheinen, die Jungfrau (bei Francisco de Zurbarán), die einnickt und den Finger braucht, um nach dem Aufwachen weiterlesen zu können.

Das kurze Innehalten

Der würdige Pfarrer, der verdriessliche Mönch, der mächtige Staatsmann, die entrückte Alte: Sie alle verharren, und sie alle

haben ganz unterschiedliche Gründe dafür, die wir nicht kennen. Selten können wir entziffern, welches Buch sie gerade lesen, aber immer ahnen wir, dass sie der Inhalt bis gerade eben noch gefesselt und beschäftigt hat. Gleich werden sie wieder eintauchen in die Geschichte, in das Wissen: Der Finger im Buch ist nur gut und notwendig für eine kurze Auszeit.

Diese Bilder legten «ein Geheimnis um das Buch und den Leser», meint Schneider. Und tatsächlich sind wir auch selber so etwas Rätselhaftes, wenn wir uns entdecken dabei, wie wir durch eine kleine, unscheinbare Geste eins werden mit dem Objekt unserer Hingabe.

Ulrich Johannes Schneider: Der Finger im Buch. Die unterbrochene Lektüre im Bild. Piet-Meyer-Verlag, Bern 2020. 150 S., Fr. 36.90.

Mehr zum Thema

1954 trampete er das erste Mal durch Spanien. Das Braun der Uniformen von Francos Soldaten passte ausgezeichnet zum Farbspektrum des Landes: Cees Nooteboom über Spanien, die Niederlande und die Malerei

Seit über sechzig Jahren reist der niederländische Schriftsteller regelmässig in das Land, das seine zweite Heimat wurde. Er lernte es kennen in den Gemälden seiner alten Meister.

Cees Nooteboom 03.11.2019



Alles wird ungewiss und unverständlich? Dann ist uns nur noch mit Gedichten zu helfen

Wer die Welt nicht mehr versteht, versuche es mit Poesie. Sie lehrt uns das Glück des Unbegreiflichen.

Roman Bucheli 24.04.2020



Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG. Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von Neue Zürcher Zeitung ist nicht gestattet.